



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niese, Charlotte: Die Geschichte des Etatsrats

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Dem gebildeten Proletarier kommen malthusianische Gedanken, wenn es sich für ihn um Heirat und Ehe handelt. Sie beide, Mann und Weib, würden sich wohl durchschlagen, ohne daß er seine Überzeugungen auf dem häuslichen Herde zu opfern hätte, vielmehr könnte sie sein Trost und seine Freude werden, indem sie getreulich seine Armut mit ihm teilte. Aber was soll aus den Sprößlingen eines Proletariers gutes werden? Wer verpflichtet ihn, dafür zu sorgen, daß das Getriebe der Welt zusammengehalten wird?

Und wenn der letzte Proletar auf Erden
Mit einem Fluche in die Grube fährt,
Was kümmerts ihn, wer dann die Herrn ernährt?

Er fragt: „Warum uns selbst erneun in armen Kindern, die man gleich uns zeitlebens schert und melkt?“ Und: „Wer kann uns wehren, selbst uns zu vernichten?“ Ein anderer fragt:

Doch der einst sprach: „Mehrt eure Zahl,“
Hat er nur zu der Menschheit Qual
Uns diesen Trieb ins Herz gegraben?

Nicht als ob der Proletarier nicht ebensogut einer wahren, innigen Liebe fähig wäre, wie die Bourgeois, deren Ehen so oft bloße Geldheiraten sind. Aber ob er nun den ersten Schritt thut und sich fürs Leben bindet, oder nicht, er wird seiner Partei nicht untreu werden; der vermehrte Druck, der auf ihn als einem Familienhaupte lastet, führt ihn denen zu, die „Befreiung“ versprechen. Wenn er das angeblich „freudlose Dasein“ eines einsamen Junggesellen vorgezogen hat, hat er umsomehr die Möglichkeit, seinen „Mitbrüdern“ seine Zeit und Kraft zu widmen. Als Junggeselle kann er dem Staat erst ordentlich zu schaffen machen, kann er offener unzufrieden sein, kann er „zielbewußt“ wie ein Mann kämpfen:

Du, darband Arbeitsvoll, allein
Sollst all mein Sein und Denken haben!
(Schluß folgt)



Die Geschichte des Etatsrats

Von Charlotte Niese



Als der Etatsrat Peter Lauritzen sein Amt als Bürgermeister der Stadt Osterburg niederlegen mußte, da beschloß er nach Holstein zu ziehen. Dort, mitten im Lande und in der lieblichsten Gegend, lag das Städtchen, dessen Gymnasium er als Schüler besuchte und wo es ihm immer so gut gefallen hatte. Er zog auch deshalb hin, weil die Stadt nur wenige tausend Einwohner zählte, es also

jedermann erfahren mußte, wenn ein wirklicher Etatsrat seinen Wohnort dorthin verlegte.

Peter Lauritzen war nämlich sehr durchdrungen von der Wertschätzung seiner eignen Person und hatte nicht die Absicht, seinen hoffentlich noch lang ausgedehnten Lebensweg unbeachtet oder gar vergessen zu wandern. In einer größern Stadt galten pensionirte Beamte nicht viel; er selbst hatte diese alten Herren, wenn sie ihm begegnet waren, stets sehr unliebenswürdig behandelt. Nun empfand er eine unwillkürliche Abneigung, die Vergeltung dafür an sich zu erproben.

Er reiste also mit seinem Koffer und seinem wertvollen Hausrat in die Stadt, wo es nach seiner Ansicht noch Leute gab, die von vornherein Respekt vor seinen Titeln und Orden haben würden. Erst als er angelangt war und nun mit vornehmer Bedächtigkeit durch die kleinen und engen Straßen schritt, fiel ihm etwas wunderliches ein: nämlich daß er in dieser Stadt nicht bloß die Schule besucht hatte, sondern auch verlobt gewesen war. Wer die würdevolle Gestalt des Etatsrats, wer seine dunkelblonde Perücke und seine falschen Vorderzähne sah, der konnte sich freilich nicht denken, daß er sich einst mit solchen Gewöhnlichkeiten, wie es das Verloben doch ist, abgegeben habe. Und doch war es so. Sogar zweimal war Lauritzen verlobt gewesen. Einmal als Primaner in dieser kleinen Stadt, und einmal mit einer reichen und in jeder Beziehung würdigen Witwe. Nach der letzten Verlobung war, wie man in Holstein zu sagen pflegt, „etwas gekommen“; d. h. der ehrbaren Verlobung war eine außerordentlich ehrbare Ehe gefolgt. Die Primanerverlobung dagegen hatte das Loos aller leichtfertig eingegangnen Verbindungen gehabt: sie war sehr bald zu Ende gewesen.

Während der Etatsrat langsam durch die Baumreihen ging, die das Städtchen umsäumen, dachte er mit dem Wohlgefallen des Gerechten an die glückliche Lösung des leichtfertig geschlossenen Bundes. Natürlich war er damals verführt worden. Männer werden immer durch schlechte Weiber verführt, und wenn diese Weiber noch dazu graue Augen und blonde Haare haben und ganz junge, reizende Mädchen sind, dann wird die Schuld des männlichen Wesens, wenn man überhaupt von einer Schuld reden kann, noch kleiner.

Sie hieß Therese. Diese Worte sprach der Etatsrat plötzlich ganz laut, und dann wunderte er sich selbst so über sein gutes Gedächtnis, daß er sich setzen mußte. Es standen nämlich unter den Bäumen einige Ruhebänke, und wenn die leichtfertige Jugend des Städtchens dachte, diese Bänke wären nur dazu da, daß man auf ihnen im Mondenschein Hand in Hand mit jemand anders sitzen könnte, so war das natürlich ein Irrtum. Der Etatsrat saß fest und sicher auf der Bank und dachte nicht entfernt an den Mondenschein. Aber er dachte an Therese. Nicht voller Sehnsucht oder Rührung, sondern nur voller Zufriedenheit. Denn er hatte, nachdem er sich in einer erregten Stunde

mit ihr verlobt und ihr ewige Treue geschworen hatte, sich von ihr losgesagt, nachdem er Student geworden war.

Sie war wohl aus einer guten Familie gewesen, aber ganz arm. Als Primaner, wo man Schiller'sche Gedichte lernt, erscheint Armut der Liebe nicht hinderlich; als Student wird man schon vernünftiger. Bald nach seiner Immatrikulation war Peter Lauritzen die Unvernunft seiner Verlobung unheimlich klar geworden, und er hatte der reizenden Therese einen Abschiedsbrief geschrieben, an den er noch heute mit Stolz dachte. Dieser Abschiedsbrief war wie ein Schwamm gewesen. Er hatte alle Thorheit und Unvernunft, die sich möglicherweise noch in seinem Herzen befand, weggewischt und die Erinnerung an das Vergangne ganz ausgelöscht. Als er sich später mit der würdigen Witwe verlobte, wußte er gar nicht mehr, daß er ehemals ein frisches, unberührtes Lippenpaar geküßt hatte, und als seine Frau starb, und er sich darum sorgte, ob er auch so viel erben würde, wie er erwartet hatte, da fiel es ihm nicht ein, daß er schon einmal jemand begraben hatte, nämlich seine erste und einzige Liebe.

Mehr als dreißig Jahre mußten vergehen, ehe diese Erinnerung wieder aufstand und an sein Herz klopfte. Aber sie fand keine offene Thür. Der Etatsrat wunderte sich nur, daß ihm mit einemmale eine so alte Geschichte wieder einfallen konnte; dann freute er sich, daß er sich so vernünftig benommen hatte, und dann stand er auf und begab sich in selbstzufriedner Stimmung in seine Wohnung.

Er hatte sich durch seinen Gastwirt einige hübsche Zimmer mieten lassen, und derselbe gefällige Mann hatte ihm auch eine Haushälterin besorgt. Vor seiner Abreise von Osterburg hatte sich nämlich die bisherige Hausdame des Etatsrats plötzlich verheiratet, eine Handlung, die ihr das ungeheuchelte Mißfallen ihres Prinzipals eintrug. Daher nahm er Mamsell Keimers, seine neue Hausstütze und eine kräftige Fünziggerin, nur unter der Bedingung in seine Dienste, daß sie sich nie verheiraten würde.

Sie sah ihn ziemlich erstaunt an, als er ihr diese Bedingung stellte. Du liebe Zeit, Herr Etatsrat, wer sollte mir denn nehmen?

Ich kann es mir auch nicht denken, sagte Peter Lauritzen. Aber es giebt heutzutage viele Esel!

Hier in unser Stadt nich, versicherte die Mamsell treuherzig. Da müssen sie schon von auswärts kommen!

Der Etatsrat schüttelte den Kopf. Nach seiner Ansicht waren die meisten Menschen Esel; aber er hielt es für unter seiner Würde, sich mit einer Haushälterin in eine längere Unterhaltung einzulassen, und nahm sie an, nachdem er ihr noch einmal seine Abneigung gegen spätes Heiraten ausgesprochen hatte.

In wenigen Tagen waren die häuslichen Einrichtungen des Etatsrats in schönster Ordnung, und er konnte daran denken, sich den Einwohnern des

Städtchens nicht bloß als vornehmer Spaziergänger, sondern auch als Mensch zu zeigen. Dazu begab er sich in die Weinstube und dort an den Stammtisch.

In jeder kleinen Stadt giebt es natürlich eine Weinstube und darin einen Stammtisch. Nur daß heutzutage die Weinstube Bierhalle heißt, und daß die Mitglieder des Stammtisches aus großen Seideln ganz gewöhnliches Bier trinken. Als aber noch König Friedrich der Siebente als Herzog Holstein regierte, da war das bairische Bier ein plebejisches Getränk; wer etwas auf sich hielt, der trank jeden Abend sein Glas Punsch. Man konnte es auch Grog nennen, die Mischung war dieselbe.

Der Stammtisch, an den sich der Etatsrat eines Abends begab, hielt viel auf sich, und das konnte er auch. Denn er bestand fast nur aus pensionirten höhern Beamten, aus einigen adlichen Herren und aus einem schwarzen Schaf, das eigentlich nicht mitzählen sollte, aber doch immer da war. Dieses schwarze Schaf hatte ehemals der Geistlichkeit angehört und war nur ein Pastor emeritus, der allen Grund hatte, seine Pfennige zusammenzuhalten und keinen teuern Grog zu trinken. Daher richtete er es auch immer so ein, daß er verstohlen das Glas eines andern Stammgastes austrank. Das war nun nicht hübsch von ihm; aber da der Pastor hin und wieder eine ganz nette Geschichte erzählen konnte, und es doch keine Möglichkeit gab, ihn loszuwerden, ohne ihn totzuschlagen, was die alten juristischen Herren doch auch nicht gut konnten, so blieb er das schwarze Schaf des Stammtisches.

Man kann sich denken, daß dieser Stammtisch über die Ankunft des Etatsrates große Freude empfand. Ein Mann mit so hübschem Titel ist für jeden Stammtisch eine angenehme Bereicherung, und in der kleinen Stadt fühlte man gerade damals das Bedürfnis nach einer neuen Erscheinung. Als daher Peter Lauritzen mit seiner glattgekämmten Perücke und in tadellos würdiger Haltung in der Weinstube erschien, wurde er aufs freundlichste willkommen geheißen. Jeder der alten Herren stellte sich ihm vor, schüttelte ihm die Hand, gelobte ihm ewige Freundschaft und forderte ihn auf, ein Glas Punsch mit ihm zu trinken. Selbst der Pastor emeritus schwang sich zu dieser Einladung auf, da er hoffte, daß sie doch nicht angenommen werden würde, und so saß nun Peter Lauritzen mitten im Kreise der neuen Freunde und fühlte sich unmäßig glücklich.

Nicht des freundlichen Empfanges wegen — als Etatsrat dritter Klasse konnte er das beanspruchen —, sondern deswegen, weil mitten unter den andern Herren und gekleidet wie ein gewöhnlicher Mensch eine wirkliche, wahrhaftige Exzellenz saß. Es war fast zu schön, um es zu glauben; aber es war doch so. Ein geheimer Konferenzrat mit dem Prädikat Exzellenz saß mit ihm an einem Tische und sprach ganz freundschaftlich mit ihm!

Der Etatsrat hatte sein Leben lang große Sehnsucht nach hohen Titeln und

Würden gehabt, und diese Sehnsucht war nur zum Teil befriedigt worden. Früher hatte er oft daran gedacht, selbst Excellenz zu werden. Dazu war er nun freilich nicht gekommen. Desto mehr Ehrfurcht empfand er vor denen, die zu dieser schwindelnden Höhe emporgestiegen waren.

Die Excellenz war ein kleiner, sehr freundlicher Herr, der ihm gutmütig zutrank und durch diese Herablassung den Etatsrat fast zu Thränen rührte.

Gut, daß Sie hierher gezogen sind, lieber Etatsrat, sagte Excellenz behaglich. Unser Stammtisch ist gemüthlich, aber er könnte manchmal unterhaltender sein. Wir sehnen uns nach Abwechslung. Sie erzählen doch auch Geschichten?

Geschichten? Lauritzen machte große Augen. Was verstehen Excellenz unter Geschichten?

Na, thun Sie mir den Gefallen und werfen Sie mir nicht immer die Excellenz an den Kopf! polterte der Geheimrat gutmütig. Wir sind hier unter uns; da braucht man keine Fagen zu machen! Er trank dem Etatsrat noch einmal zu, und diesem war es, als säße er im Himmel, und die Engel fängten ihm ihre süßesten Lieder vor.

Nun erzählen Sie mal was! sagte darauf jemand neben ihm. Es war der Emeritus, der sich an den Etatsrat herangemogelt, auch schon sein Glas einmal ausgetrunken hatte.

Das war ihm entgangen, denn wenn man felig ist, sind einem solche Dinge einerlei; aber da er gegen abgedankte alte Leute niemals freundlich war, so war er es auch nicht gegen den Emeritus. Ich weiß keine Geschichten! sagte er kurz.

Alle sahen ihn ziemlich erstaunt an. Ein neuer Stammgast, der keine Geschichten wußte — das war doch eigentümlich und nicht eben erfreulich.

Es wird Ihnen schon was einfallen! tröstete der alte Pastor. Sind Sie niemals verliebt gewesen?

Lauritzen wurde ganz rot. Er fand diese Frage nicht bloß unfittlich, sondern auch unbescheiden, was ja noch schlimmer ist.

Nein! sagte er scharf, und da er die blonde Therese in diesem Augenblick vollständig vergessen hatte, so sprach er gewissermaßen die Wahrheit.

Oho! lachten die andern Herren, und da der Pastor bereits das zweite Glas Punsch auf des Etatsrats Kosten getrunken hatte, so wurde er sehr zutraulich.

Dann werden Sie sich noch einmal verlieben. Denn alle Schuld rächt sich auf Erden, sagt Goethe!

Ich bin nicht für Goethe! versetzte Lauritzen steif. Seit seiner Schulzeit hatte er keinen Band Goethe in der Hand gehabt. Er machte sich überhaupt nichts aus Dichtern.

Alle schwiegen, denn sie konnten wohl von Stadtneuigkeiten reden, aber nicht von Goethe. Nur der Geheimrat lächelte ein wenig und sagte: Denken Sie

sich doch ein paar nette Geschichten aus. Beim Glase Punsch kommen die guten Gedanken, und wir sind dankbare Zuhörer. Unser Punsch ist besser, als der königliche Punsch in Flensburg.

Wieso? fragte Lauritzen.

Der alte Herr rückte sich im Stuhle zurecht. Er mußte doch dem Etatsrat zeigen, wie man eine Geschichte erzählt.

Also der König, begann er, war in Flensburg und gab seinen Ständen ein Mittagessen. Zu den Abgeordneten gehörten auch mehrere schleswigsche Bauern, die bei Tische mit großem Eifer aßen und kein Wort sprachen. Majestät amüsierte sich über sie, und nach dem Essen trug er mir auf, ich sollte mich erkundigen, wie es ihnen geschmeckt hätte. Sie standen nämlich in einer Ecke des Saals und machten so ernsthafte Gesichter, als ob sie nicht so recht zufrieden wären. Nun, meine Herren — mit diesen Worten ging ich auf sie zu —, wie gefällt es Ihnen denn, an Seiner Majestät Tafel zu speisen? Sie sahen mich alle ganz bekümmert an, und einer von ihnen, ein hübscher alter Bauer, schüttelte den Kopf. Was das Essen war, mein guter Herr, sagte er, da kann ich nix von sagen. Das war allens in Ordnung. Abers der Punsch, den König sein Punsch! Wenn der arme Mann jeden Tag son Punsch kriegt, denn thut es uns allen wahrhaftigen Gott leid! Und die andern Bauern nickten so betrübt bei dieser Rede ihres Genossen, daß man ihnen ansah, wie ernst sie es mit ihrem Bedauern meinten. Es hatte aber beim Essen gar keinen Punsch gegeben!

Der Geheimrat schwieg und rührte seinen Punsch um, während der Pastor hastig einen Schluck aus dem Glase des Etatsrats nahm. Er konnte es ungestraft thun, denn Peter Lauritzen war ganz Ohr; ihm hatte noch niemals ein wirklicher Geheimrat eine Geschichte erzählt.

Was hatten denn die Bauern als Punsch getrunken? fragte er.

Das parfümirte Wasser in den Fingergläsern! Daher ihr Entsetzen und das Mitleid mit dem König. Er bedurfte dieses Mitgeföhls eigentlich nicht! setzte er leiser hinzu, und alle Stammgäste lachten; denn jedermann wußte, daß König Friedrich sich doch noch besser auf Punsch verstand, als seine Bauern.

Lauritzen hatte herzlich über die Erzählung des Geheimrats gelacht, und als nun die Unterhaltung weiter ging, da saß er nachdenklich in seinem Stuhl und dachte nach. So also erzählt man Geschichten! Es war ein ganz hübscher Zeitvertreib. Aber er, der Etatsrat, hatte doch eigentlich nicht nötig, andern Leuten die Zeit zu vertreiben. Als er sich daher später von seinen neuen Freunden verabschiedete, nahm er sich gleich vor, selbst keine Geschichte zu erzählen.

Am andern Abend fand er sich wieder rechtzeitig in der Weinstube ein, und der Geheimrat nickte ihm wohlwollend zu.

Sehen Sie sich zu mir, lieber Etatsrat. Heute wissen Sie doch eine Geschichte?

„Leider nicht, Excellenz!“ erwiderte Lauritzen.
„Der alte Herr gähnte. Sie waren wohl nie verheiratet?“ fragte er un-
vermittelt.

Der Etatsrat beeilte sich, bejahend zu antworten. Es war ihm sogar ein
Genuß, etwas von einem Menschen erzählen zu können. Sie war eine rei—
eine Witwe, begann er und verschluckte hastig die zweite Silbe des Wortes
„reiche.“ Aber er konnte an seine verstorbne Frau nicht ohne dieses Beiwort
denken. Nun machte er ein feierliches Gesicht. Ihre Gesundheit war leider
nicht die stärkste, und ich mußte sie bald verlieren!

Haben Sie Kinder gehabt?

Der Etatsrat sah etwas verduzt aus. Nein, Excellenz! Meine Frau
brachte eine Tochter mit in die Ehe, die jetzt mit einem Apotheker verheiratet
ist. Ich verschaffte ihm den Titel eines Kriegsrats! setzte er in einem Tone
hinzu, dem man das Bewußtsein der Pflichterfüllung anhörte.

Wie wurde es denn mit der Erbschaft? fragte der Pastor, der eben herein-
gekommen war und die Silbe rei— doch erschnappt hatte.

Meine Frau hatte ein sehr nettes Testament gemacht! erwiderte der
Etatsrat gerührt. Er wurde immer gerührt, wenn er an dieses Testament
dachte.

Da haben Sie aber Glück gehabt! rief das schwarze Schaf. In meiner
frühern Gemeinde lebte ein Mann, der auch eine reiche Witwe heiratete. Aber
als sie starb — und nun folgte eine lange und verwickelte Erbschaftsgeschichte.
Der Pastor erzählte sie aber gut; alle Stammgäste hörten ihm zu, und der
Etatsrat ärgerte sich. Denn obgleich er sich einbildete, alles zu können, so
hatte er doch jetzt die unbestimmte Ahnung, daß er keine Geschichte erzählen
könnte.

Mehrere Abende waren vergangen, und der Etatsrat wurde nicht mehr
nach einer Geschichte gefragt. Selbst der Geheimrat fand sich allmählich darein,
daß Peter Lauritzen ein Statist am Stammtisch sei, dem nur sein Titel
seine angesehene Stellung verschaffte.

Aber der Etatsrat wollte natürlich von einer Statistenrolle nichts wissen.
Wenn er sich auch hin und wieder darüber ärgerte, daß er nichts erzählen
konnte, so war er doch viel zu sehr von seinem eignen Werte durchdrungen,
als daß er nicht jeden glücklich geschätzt hätte, der mit ihm sprechen durfte.

In dieser wohlgefälligen, behaglichen Stimmung machte er seine Besuche
bei den Honoratioren des Städtchens, unter denen sich viel Adel befand.
Überall wurde er freundlich aufgenommen, besonders bei den drei Komtessen
am Markt, die sich über jede Abwechslung freuten. Es waren das drei sehr
beliebte ältere Damen, die allen Menschen ihre Teilnahme zuwandten und sich
daher bei Lauritzen gleich nach dem Befinden seiner Eltern erkundigten.

Der Etatsrat geriet etwas in Verlegenheit, denn solange seine Eltern

lebten, hatte er sie und ihre bescheidne Lebensstellung stets so vorsichtig verschwiegen, daß es ihm einen Augenblick zweifelhaft wurde, ob sie sich überhaupt noch auf dieser Erde aufhielten. Dann aber kehrte seine Fassung zurück, und er murmelte etwas vom Himmel und von irdischer Trennung, Worte, die die älteste Gräfin sehr rührten. Sie war nämlich etwas sentimental und jeden Augenblick bereit, Thränen zu vergießen.

Ihre jüngste Schwester dagegen konnte nicht so leicht weinen. Sie sah den Etatsrat mit einem gutmütig-spöttischen Blick an und sagte: Ich meine übrigens in meiner Jugend Ihren Namen gehört zu haben. Eine meiner liebsten Freundinnen hat mir von Ihnen erzählt!

Der Etatsrat fühlte, daß er blaß wurde. Ich weiß nicht, stotterte er, eine Ihrer liebsten Freundinnen?

Komteß Sfidore lachte. Erschrecken Sie nur nicht! Ich glaube kaum, daß Therese noch Ansprüche an Sie machen wird. Sie ist lange verheiratet!

Der Etatsrat seufzte erleichtert, und doch ärgerte er sich im nächsten Augenblick, daß ihn Therese nicht dreißig Jahre unglücklich geliebt hatte.

Komteß Sfidore lächelte ihm aber freundlich zu. Jugend hat nun einmal keine Tugend, meinte sie gutmütig. Aber es ist lustig, jung zu sein, lustiger, als mit jedem Tage dem Alter und dem Tode näher zu kommen! Nun, hoffentlich halten wir uns heides noch vom Leibe, lieber Etatsrat, und Sie besuchen uns recht oft und erzählen uns hübsche Geschichten!

Als der Etatsrat wieder über die Straße ging, stieß er leise einen Fluch aus, obgleich er einmal in einer christlichen Zeitung einen heftigen Aufsatz gegen das Fluchen geschrieben hatte. Seitdem er hier wohnte, kam er sich gar nicht mehr so edel und so erhaben vor, wie er sich angewöhnt hatte als Bürgermeister zu sein. Auch war der Hauptzweck seines hiesigen Aufenthalts nicht erreicht. Er hatte ausruhen wollen von dem Verdruß, den ihm die Stadtverordneten von Osterburg, das schlechte Straßenpflaster und die schmutzigen Kinnsteine gemacht hatten, und nun fand er keine Ruhe. Er dachte immer nur an alberne Dinge, an Geschichtenerzählen und an Therese. Es half ihm nichts, daß er sich bemühte, an seine verstorbene Frau und ihr nettes Testament zu denken; aus den kleinen Häusern der Stadt hüpfen überall boshafte Geisterchen und flüsternten: Erzähle uns eine Geschichte! und wenn ihm ein blondes Mädchen begegnete, so wandte er sich nach ihr um und dachte an Therese, an Therese, die er verlassen hatte, weil sie arm gewesen war.

(Schluß folgt)

